

Kategorie II
Jahrgänge 1994 - 1996



Deborah Moser, 1996
Max, das Opfer

Max war wieder von Tim, dem Rüpel in seiner Klasse, geschlagen worden, und kam heulend nach Hause. Seine Mutter fragte ihn schon zum dritten Mal, was passiert sei, aber wie letztes Mal erzählte Max, dass er umgefallen sei. Doch die Mutter glaubte ihm nicht so recht, weil es auf dem Weg zur Schule nicht so viele Unfallstellen gab.

Als Max am nächsten Morgen in die Schule kam, rannte Helene, seine Kollegin, gleich auf ihn zu. Sie fragte ihn, was gestern passiert sei, sie habe gehört, dass er von Tim wieder einmal zusammengeschlagen worden sei. Da kamen Max die Tränen, und er erzählte bedrückt, was geschehen war. Als er fertig war mit Erzählen, klingelte die Schulklocke, und sie gingen in das Klassenzimmer.

In der Pause gingen Helene und Max zusammen auf den Spielplatz. Helene erklärte ihm, dass er sein Problem mit dem Lehrer oder mit den Eltern besprechen solle, sonst würde das immer so weitergehen. Aber er sprach: «Kein Problem», und lief davon. «Das ist sein Problem, er belügt sich selbst», dachte Helene wütend, sie hatte ihm ja bloss helfen wollen. «Zum Glück», dachte sie, «ist morgen Wochenende, dann muss ich ihn nicht sehen.»

Am Montagmorgen kam Max fröhlich in die Schule. Helene wollte gerade auf ihn zugehen, als ihr einfiel, was am Freitag geschehen war. Sie dachte nach und kam zu dem Entschluss, dass Max sich bei ihr entschuldigen müsste. Tatsächlich setzte Max sich sogleich zu ihr und entschuldigte sich für sein Benehmen. Er erklärte Helene, dass er ihre Idee zunächst blöd fand. Aber als er länger darüber nachgedacht habe, habe er sie gut gefunden, und am Samstag alles seinen Eltern erzählt. Die haben Tims Eltern angerufen und trafen sich am Sonntag mit ihnen. Noch am gleichen Tag rief Tim Max an, entschuldigte sich bei ihm und sagte, dass er ihn nie mehr schlagen werde.

Helene nahm die Entschuldigung an, und sie gingen fröhlich zusammen ins Klassenzimmer.



Alexandra Muheim, 1994
Chaosqueen

Wir hatten gerade Deutschunterricht und erfuhren, dass wir eine Geschichte schreiben sollten. Da ich eigentlich recht gerne Geschichten schreibe, sagte ich: «Kein Problem» – und lief davon, da der Lehrer es erst in der letzten Minute verkündet hatte. Es sollten Hausaufgaben sein, und ich nahm mir vor, es gleich an diesem Nachmittag hinter mich zu bringen, da wir doch noch viele andere Hausaufgaben bekommen hatten. Es stellte sich dann aber heraus, dass es doch einige Probleme gab. Wer mich nicht näher kennt, weiss vielleicht nicht gleich, was ich meine, doch allen anderen sollte dies klar sein.

Nach dem Essen machte ich mir einen Kaffee, da der Morgen anstrengend und ermüdend gewesen war, und ich einen langen Nachmittag vor mir hatte. Als ich die Treppe zu meinem Zimmer hinaufiannte, übersah ich den Wäscheberg, der auf der mittleren Treppenstufe lag, damit ihn auch ja jemand mit nach oben nahm. Als ich versuchte zu bremsen, fiel mir die Tasse aus der Hand. Das Resultat: Die Tasse war kaputt, die Treppe verschmiert und meine Kleider befleckt. Doch ich liess mich nicht aus der Fassung bringen, sammelte die Scherben auf, wischte den Kaffee auf, wechselte die Kleider, brachte die Wäsche nach oben und machte mir einen neuen Kaffee.

Als ich es endlich in mein Zimmer geschafft hatte, brauchte ich zuerst mal ein wenig frische Luft. Ich öffnete das Fenster und startete den Laptop. Wer weiss, wie ich bin, kann auch erraten, was dann geschah. Das Telefon klingelte, und ich sprang auf. Leider blieb mein T-Shirt am Laptop hängen, und ich riss ihn zu Boden. Unter Schock stellte ich bald fest, dass er nicht ernsthaft beschädigt war, doch das Telefon hatte schon längst aufgehört zu klingeln. Ich stellte den Laptop an seinen alten Platz zurück, startete ihn und nahm einen genüsslichen Schluck meines heissen Kaffees. Leider war er aber nicht mehr heiss, und ich kann kalten Kaffee nicht ausstehen. Also machte ich mir schon wieder einen neuen. Als ich wieder oben ankam, lief der Computer, und ich startete das Programm. Mein Laptop ist sehr

alt, müsst ihr wissen, also hatte ich genug Zeit, um ein paar Schlucke meines Kaffees zu geniessen. Ich dachte ein paar Minuten nach und hoffte, dass mir einige gute Ideen zufliegen würden, doch leider flog nur etwas, und das war keine Idee. Denn auf einmal kam eine Windböe und öffnete das Fenster. Mein Schreibtisch steht genau unter dem Fenster, und meine Kaffeetasse stand genau auf dem Schreibtisch – doch jetzt leider nicht mehr, denn wie ihr euch denken könnt, fiel sie zu Boden. Ich wäre nicht ich, wenn wir keinen Teppichboden hätten; nun sogar an meiner Stelle den Kaffee auf. Ich holte in der Küche einen Lappen, um das Schlimmste zu verhindern, und versuchte es auch mit Teppichreiniger. Als ich wieder aufstehen wollte, bemerkte ich leider zu spät, dass sich das geöffnete Fenster genau über mir befand; mein Kopf schmerzte höllisch ...

Die Lust auf einen Kaffee war mir mittlerweile gründlich vergangen. Man hätte meinen können, meine Nerven wären angespannt, doch solche Dinge sind bei mir an der Tagesordnung.

Draussen wurde es schon langsam dunkel, als ich mich wieder an den Schreibtisch setzte und versuchte, meinen lädierten Kopf zu benutzen. Ich war todmüde und wollte nur noch schlafen. Ich hatte keine Idee, wovon meine Geschichte handeln sollte, und eigentlich war mir jetzt auch egal, dass ich noch nicht zu Abend gegessen hatte. Ich ging duschen und putzte mir die Zähne. Danach setzte ich mich noch mal an den Computer und überlegte mir zum dritten Mal, was ich schreiben sollte. Ihr werdet euch wundern, aber ich schrieb einfach auf, was sich mir heute alles in der Weg gestellt hatte. Und dies war die Geschichte.



Nora Jasna Müller, 1996

Damals

In vier Monaten wird es so weit sein.

Farid strahlt. In seinem braun gebrannten Gesicht zeigen sich seit langer Zeit endlich wieder die Grübchen, die sich, als er noch ein kleiner Junge gewesen war, beim Lachen immer in den Mundwinkeln gebildet hatten. Seither hat er ein anderes Lachen gelacht. Nicht mehr so fröhlich, nicht mehr so ausgelassen. Er ist ernster geworden. Doch heute kann er einfach nicht anders. Die Freude steht ihm ins Gesicht geschrieben.

Er verabschiedet sich und geht.

Farid denkt zurück. An jenen milden Sommertag, der alles verändert hatte. Der Himmel war damals strahlend blau mit vereinzelt Wolken, die wirkten, als hätte jemand ein Stück weiche Watte genommen, es in viele Teile zerrissen und sie dann überall zerstreut; ein wunderschöner Tag. So dachte er zumindest damals. Was für ein trügerisches Wetter. Damals. Damals, als die Welt noch in Ordnung war. Er kann sich noch genau erinnern, wie er draussen spielen gehen wollte. Auch seine Familie war fröhlich, denn Farids Vater und sein grosser Bruder Achmed hatten zur Abwechslung beschlossen, sich nach ihrer harten Arbeit vom vorigen Tag auszuruhen und zu faulenz. Sie sassen gemütlich mit der Mutter, die die kleine Fatma auf den Knien hielt, im Hof. Bevor Farid spielen ging, hatte seine Mutter ihn zu sich gerufen und gesagt: «Wenn du schon hinausgehst, kannst du doch gleich noch zum Brunnen gehen und Wasser holen. Wir haben nicht mehr allzu viel im Haus.» «Klar!», antwortete er fröhlich, holte den Eimer und rannte fort. Farid, damals acht Jahre alt, hatte genügend Zeit. Bevor er also seiner Pflicht nachginge und zum Brunnen lief, der nicht weit weg war vom Hof, hüpfte er singend um das Haus. Dabei spielte er eines seiner Lieblingsspiele. Wenn er auf sonnigem Boden stand, hüpfte er auf dem rechten Bein; war er aber in den Schatten, die das Haus und der grosse alte Feigenbaum auf die ausgetrocknete Erde warfen, hüpfte

er auf dem linken. Dieses Spiel würde er nach diesem Tag nie mehr spielen.

Nach einer Weile wurde es ihm langweilig, und er hatte eine Idee. Schnell lief er ins Haus und holt e den Drachen, den er im vorigen Jahr aus einer alten Zeitung gebaut hatte. Vergnügt lief er zur Wiese, wie er das g rosse Stück Boden nannte, auf dem, w enn auch in geringer Menge, kurzes dürres Gras wuchs. Die Wiese lag nahe bei seinem Haus und etwa in der Hälfte seines Wegs zum Brunnen. Dort angekommen, streckte Farid sein Gesicht der Sonne entgegen und liess den Drachen steigen. Er rannte und rannte, zog den Drachen hinter sich her und schloss die Augen. Er spürte die wohlige Wärme auf seiner Haut, wie sie langsam seinen Körper durchflutete, den frischen Wind, die lange Schnur in seiner Hand, die bis in den Himmel reichte. Farid stellte sich vor, wie er ganz weit oben mit dem Drachen flöge und von dort aus auf die Erde hinunterblickte. Und dann, Farid konnte sich nicht erinnern, wie lange er schon auf der Wiese gewesen war, gab es einen fürchterlichen Knall. Das Letzte, was er damals noch wahrzunehmen meinte, war etwas Hartes unter seinem Fuss, wie er hilflos nach hinten geschleudert wurde, und das schreckliche Ziehen in seinem Bein.

Als Farid zu sich kam, erschrak er furchtbar. Er lag in einer immer grösser werdenden Blutlache auf dem staubigen Boden und starrte wie gebannt auf sein linkes Bein. In seinem Oberschenkel klaffte eine riesig e schmerzende Wunde, fast das ganze Fleisch war aufgeschnitten worden. Farid meinte, zwischen all dem Blut Knochen zu erkennen. Ihm wurde übel. Er wollte schreien, der Schmerz und der Ekel machten ihn fast wahnsinnig. Seine Eltern und Achmed kamen angerannt, sie hatten die Explosion gehört, die Mutter sogar gesehen, und schluchzten und schrien, schlugen die Hände vors Gesicht und fuchtelten mit den Armen in der Luft. Farid klappte den Mund auf, w ollte sprechen, schreien, doch der ziehende Schmerz schien ihn zu lähmen. Der Vater und Achmed rannten ins Haus, die Mutter kniete sich weinend neben Farid und nahm seine Hand, die

kleine Fatma kam ebenfalls weinend angerannt und stand hilflos daneben. Die Verzweiflung, der Schmerz und die Angst legten sich wie ein Schuttlasten auf sie, die sie fast zu erdrücken schien, über die Familie. Der vorher noch so blaue Himmel wirkte plötzlich bedrohlich grau, als braute sich ein Unwetter zusammen. Achmed kam mit einigen Lumpen und Stoffetzen zurück, welche die Mutter eilends um Farids Wunde wickelte. Die Tücher saugten sich sofort mit Blut voll, als hätten sie gierig darauf gewartet. Farid nahm all das nur verschwommen wahr. Er sah die Welt, seit er wieder zu sich gekommen war, wie durch eine schmutzige, unscharfe Brille, und auch die Geräusche waren für ihn unverständlich. Es war ihm, als sei er eingeschlafen und hätte nun einen Alptraum, doch der wahnsinnige Schmerz machte ihm klar, dass es echt war. Als sein Blick wieder an der Wunde hängen blieb, hatte er ein Gefühl, als fiel plötzlich ein feiner schwarzer Schneevorhang vor seinen Augen nieder. Das Schneetreiben verdichtete sich immer mehr, bis Farid in ein tiefes dunkles Loch fiel.

Etwas Kaltes, Nasses weckte Farid. Seine Mutter hatte ihm einen feuchten Lappen auf die Stirn gelegt. Er sah, immer noch verschwommen, wie sein Vater auf ihn zukam. Neben ihm trottete brav das alte Maultier der Familie, das er manchmal beim Bearbeiten der Felder an einen Pflug spannte. Es zog den kleinen zweirädrigen Wagen, mit dem der Vater manchmal zum Markt fuhr. Er drückte der Mutter die Zügel in die Hand und kniete neben Farid, strich ihm kurz über die Stirn und winkte dann Achmed, der inzwischen die schockierte Fatma getröstet hatte, zu sich. Gemeinsam schoben sie ganz langsam und behutsam ihre Arme unter Farid, doch trotz der Vorsicht der beiden wurde der stechende Schmerz grösser. Farid kniff die Augen zusammen und spürte, wie man ihn auf den Wagen legte, der mit einer dicken Wolldecke ausgekleidet war. Die Mutter setzte sich neben Farid, der Vater schwang sich auf die Kutschbank. Achmed und Fatma würden zu Hause bleiben, und um Farid bangen müssen.

Die Fahrt bis zum Spital dauerte lange. Die Eltern hielten immer wieder an und fragten nach dem Weg, da sie erst ein Mal, als Achmed an hohem Fieber gelitten hatte, dort gewesen waren. Die Strasse war holperig, und Farid versuchte, trotz dem stetig pochenden Schmerz und den eklig en, rot getränkten Tüchern, die seine noch immer blutende Wunde umschlangen, zu schlafen. Er hatte seinen Eltern stockend beschrieben, was geschehen war. Als er dann zu erschöpft und müde gewesen war, um weiterzuerzählen, hatten ihn die beiden in Ruhe gelassen. «Es war eine Mine», hatte der Vater ernst gesagt.

Als sie vor dem Krankenhaus hielten, war Farid schon lange wach. Der Schmerz hatte ihn nur kurz schlafen lassen, und während der ewig dauernden Reise hatte er jegliches Zeitgefühl verloren. Die Mutter eilte in ein grosses weisses Haus, an dem an einigen Stellen der Putz abblätterte. Der lange Gang, in dem sie soeben verschwunden war, bog weiter hinten um die Ecke und hatte knapp ein Dutzend Türen. Farid stöhnte. Die Schmerzen liessen nicht nach.

Die Mutter kam eilig mit einem weiss gekleideten Mann zurück. Der Vater wickelte Farid in die verschwitzte Wolldecke, auf der er gelegen hatte, und nahm ihn auf die Arme. Farid schrie, schmerzerfüllt. Der Arzt führte die Eltern den Gang entlang, öffnete irgendeine der unendlich vielen Türen und bat sie schließlich in aller Ruhe, als hätten sie noch ewig Zeit, sich zu setzen. Farid legten sie auf ein weiches Bett, das ebenso weiss war wie alles andere dort. Der Mann setzte sich eine scheussliche Hornbrille auf und beugte sich über ihn, während die Eltern seine Fragen beantworteten. Farid brachte, ausser einigem Schreien und Stöhnen, keinen Laut zu Stande. Er versuchte der Unterhaltung zu folgen, doch die unerträglichen Schmerzen machten es unmöglich. Das Einzige, das bis an sein Ohr drang, war die Stimme des Doktors: «Es hilft alles nichts. Ich muss das Bein abtrennen und verbinden. Und wenn ich jetzt nicht schnell handle, verblutet er!»

Der Schrecken lähmte Farid, es lief ihm kalt den Rücken hinunter. Und plötzlich ging alles ganz schnell. Der Arzt gab ihm eine Spritze, welche die Schmerzen langsam betäubte. Farid befahl mit der Zeit eine unbekümmerte Schläfrigkeit, und er sah nicht mehr, wie der Doktor eine Schublade öffnete und eine grosse Säge hervorholte.

Die Mutter erzählte ihm später, wie der Arzt langsam die Säge auf sein Bein gelegt, und sie schliesslich mit einem schleifenden Geräusch, das durch Mark und Bein ging, in Bewegung gesetzt hatte. Farid schlief. Und spürte nichts. Spürte nicht, wie die Säge sein Bein zerschneidete, sah nicht, wie er zu einem Einbeinigen wurde.

Nathalie Schuber steht nach einem Blick auf ihre Armbanduhr seufzend von dem wackeligen Stuhl auf und stellt die leere Kaffeetasse und den schmutzigen Teller ins Spülbecken. Dann holt sie den Autoschlüssel, ihre Agenda, das rote Notizbuch und natürlich das Massband, und steckt alles in ihre rot-blau-grün gestreifte Stofftasche, die sie kürzlich auf dem pakistanischen Markt gekauft hat. Nathalie schliesst die Tür zu ihrer schäbigen kleinen Wohnung, die mitten in der Stadt liegt, und fährt auf dem wohl bekannten Weg ins Spital.

Vor einigen Tagen hat eine Krankenschwester sie gebeten, heute um 13.30 Uhr im Krankenhaus das Bein eines Jungen auszumessen. Bald würde ihm eine Prothese das Gehen erleichtern.

Vor knapp zwei Jahren ist Nathalie im Auftrag des Roten Kreuzes nach Pakistan gereist, um hier eine Firma für die Herstellung von Prothesen zu gründen. Regelmässig fährt sie nun in verschiedene Spitäler, misst die gesunden, der verlorenen Stelle entsprechenden Körperteile aus, und fertigt dann mithilfe dieser Informationen eine bewegliche Prothese an. Die erste Zeit in Pakistan ist für sie sehr schwer gewesen. Die Schicksale aller dieser Menschen, und die Tatsache, dass auch nach dem Krieg immer noch viele von ihnen durch Minen Körperteile oder sogar ihr Leben verlie-

ren, haben Nathalie oft traurig gestimmt. Mittlerweile ist sie jedoch froh, diesen Leuten helfen zu können.

Die Tür geht auf und eine Krankenschwester betritt das Wartezimmer. «Farid!», ruft sie, und eine Frau und ihr Sohn, der nur noch ein Bein hat, erheben sich. Er auf zwei Krücken gestützt, die Mutter ruhigen Schritts, gehen sie in ein weiteres Zimmer, wo sie schon erwartet werden. Eine junge Frau mit ausländischem Aussehen und einem sympathischen Lächeln gibt ihnen die Hand und stellt sich als Nathalie vor. Sie misst Farids Bein, während sie seine unzähligen Fragen beantwortet. Nathalie trägt die Ergebnisse in ihr Notizbuch ein. Dann gibt sie Farid feierlich die Hand und sagt: «In vier Monaten wird es so weit sein. Dann bekommst du endlich dein Bein!» Farid strahlt: «Danke!» «Keine Ursache!», erwidert die Frau mit leichtem Kopfschütteln. Farid lacht immer noch. «Vielen, vielen Dank!»



Robin Rickenbacher, 1994

Rayen

Es war ein kalter grauer Wintertag. Der Himmel war mit grossen schweren Wolken verhangen, und kleine Schneeflocken rieselten auf die feierlich geschmückten Dächer der Stadt nieder. Der Wind pfliff kalt durch die dunklen Gassen und zwang die Leute in ihre warmen Häuser zurück. Es war der 23. Dezember, einen Tag vor Heiligabend. Die Schaufenster der vielen Geschäfte waren alle mit fliegenden Rentierschlitten, dicken lachenden Weihnachtsmännern und glitzernd verpackten Geschenken dekoriert. Die Lautsprecher auf den Strassen trällerten seit Tagen frohe Weihnachtslieder. Alle Menschen waren an diesem Abend zu Hause bei ihren Familien und verbrachten einen gemeinsamen ruhigen Abend, bevor die ganze Verwandtschaft über die Festtage anmarschierte.

Auch Mr. John Kittel war an diesem Abend zu Hause. Allerdings allein. Er stand in der Küche und schnitt ein grosses Stück Brot in zwei Hälften, bevor er es mit Schinken, Käse und Essiggurken belegte. Dazu hörte er Radio, allerdings hatte er mehr als zehn Minuten suchen müssen, bis er einen Sender fand, der keine alberne Weihnachtsmusik spielte. Mr. Kittel hasste Weihnachten. Das war natürlich nicht immer so gewesen. Früher, als Kind, war es für ihn das schönste Ereignis im Jahr gewesen. Es hatte ein tolles Festessen gegeben und anschliessend Geschenke für alle. Doch inzwischen war er pensioniert und lebte allein in einer kleinen Wohnung. Er hatte weder Kinder noch eine Frau noch sonst irgendwelche Verwandten, die sich um ihn scherten. Den Anblick der glücklichen Familien, die gemütlich um den Tannenbaum herumsassen und mit Champagner auf die schöne Zeit anstiessen, ertrug er einfach nicht. Daher kaufte er immer eine Woche vor den Feiertagen genügend ein und ging bis nach Neujahr nicht mehr aus dem Haus. Das war sein Leben. Nicht gerade lustig, aber dafür friedlich.

Mr. Kittel legte das belegte Brot auf einen Teller und füllte heissen, dampfenden Tee in eine Tasse. Dann trug er beides zum Fernseher und griff nach der Fernbedienung.

Seine Wohnung war recht karg eingerichtet. An den Wänden hingen keine Fotos oder Bilder, nur eine Urkunde vom Hochschulabschluss, die direkt über dem alten Fernseher angebracht war. Eine kleine Kommode mit alten Heften, Schreibgeräten und ordnerweise korrigierten Prüfungen war das Auffälligste im ganzen Raum. Das alles hatte Mr. Kittel in seinen rund dreissig Jahren als Lehrer gesammelt und aufbewahrt. Es war, wie er fand, die beste Zeit seines Lebens gewesen, obwohl er es auch dort manchmal richtig verbockt hatte.

Er wollte gerade den Fernseher einschalten und genüsslich in sein Sandwich beissen, als plötzlich das Telefon klingelte. Mr. Kittel starrte es verdutzt an. Normalerweise rief ihn niemand an. Zögernd erhob er sich aus seinem Sessel und schlurfte zum Telefon. Mit einem leichten Kribbeln im Bauch hob er den Hörer ab.

«Hier spricht Mr. Kittel, was kann ich für Sie tun?»
Stille.

«Hallo? Wer ist da?»

Er hörte jemanden atmen, aber niemand sprach.

«Hören Sie, ich werde jetzt auflegen.» Mr. Kittel wollte gerade den Hörer auf die Gabel knallen, als eine Stimme, scharf wie ein Rasiermesser, in sein Ohr drang.

«Mr. Kittel. Schön, wieder mal von Ihnen zu hören. Ich nehme an, Sie wissen, wer ich bin?»

Mr. Kittel starrte den Hörer an.

«Wer sind Sie? Und was wollen Sie?», fragte er etwas perplex.

«Ich möchte Ihnen frohe Weihnachten wünschen», sagte die Stimme. Es handelte sich um einen Mann, da war sich Mr. Kittel sicher.

«Mein Name ist Rayen Torrens.»

Dann legte der Mann auf. Mr. Kittel liess geistesabwesend den Telefonhörer sinken. Was zum Teufel sollte das? Wer zum Henker war Rayen Torrens? Stirnrunzelnd liess er sich in seinen Sessel fallen. Staub wirbelte auf, und die Partikel

tanzten im Licht der Stehlampe. Das Brötchen stand noch immer unberührt auf dem Tisch, doch ihm war der Hunger vergangen. «Rayen Torrens.» Der Name spukte durch sein Gedächtnis, und er versuchte ihn einzuordnen. Und je mehr er nachdachte, desto bekannter kam ihm der Name vor. «Torrens ... Rayen Torrens.» Plötzlich weiteten sich seine Pupillen, und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Natürlich! Rayen Torrens war einer seiner Schüler an der Highschool gewesen. Ein junger Mexikaner, der aber die Schule hingeschmissen hatte. Mr. Kittels Magen begann sich zu verkrampfen. Rayen hatte die Schule wegen ihm hingeschmissen! Ruckartig erhob er sich und ging zur Kommode hinüber. Er riss eine Schublade auf und nahm einen dicken Ordner heraus, auf dessen Rückseite handgeschrieben «P-Z» stand. Er schlug ihn auf, und der Geruch von altem Papier stieg ihm in die Nase. Während er zum Buchstaben T weiterblätterte, fing sein Herz laut an zu pochen. Da war er. Rayen Torrens. Der Name stand in krakeliger Schrift auf mindestens fünfzig Seiten. Alles Prüfungen und Vorträge. Die erste Seite war allerdings ein Brief. Mr. Kittel nahm seine Lesebrille aus der Hemdtasche und fing an zu lesen.

28. Juli 1992

Sehr geehrter Mr. Kittel

Morgen ist es soweit, die Highschool ist zu Ende für mich. Ich werde wieder nach Hause zurückkehren und etwas völlig Neues versuchen müssen. Doch bevor ich gehe, will ich noch einige Dinge klarstellen. Was in den letzten Monaten geschehen ist, hat mich sehr getroffen. Bei allem Respekt muss ich Ihnen sagen, dass Sie mich nie gleich behandelt haben wie die anderen Schüler. Abgesehen davon, dass ich von Ihnen immer verhöhnt und verspottet wurde, hatten Sie an meinen Prüfungen jedes Mal etwas auszusetzen. Ständig wurde ich strenger bewertet als meine Mitschüler. Doch das Schlimmste war, als sie anfangen, meine Familie und mich zu beleidigen. Dass ich es

daraufhin nicht mehr aushielt und handg reiflich wurde, bereue ich. Mein darauf folgender Rauswurf war meines Erachtens unfair, da ich von Ihnen dauernd provoziert worden war. Doch eines Tages werden Sie sehen, dass ich es trotzdem zu etwas gebracht habe!

*Sie können mich mal!
Rayen Torrens*

Mr. Kittel las den Brief zwei-, dreimal durch, und sein Gesicht wurde bleich. Rayen Torrens! Jetzt kam die Erinnerung langsam, Stück für Stück, zurück. Torrens hatte ihm ins Gesicht geschlagen, nachdem er über dessen Familie hergezogen war. Ein blauer Fleck und eine aufgesprungene Lippe hatten gereicht, um Rayen von der Schule zu verweisen. Mr. Kittel fasste sich an den Kopf. Mein Gott. Rayen Torrens! Diese Geschichte färbte sein Gewissen tiefschwarz. Wieso hatte er wohl gerade angerufen? Vielleicht wusste Rayen, dass er keine Verwandten hatte, die ihn besuchen würden, und wollte ihn an seiner empfindlichsten Stelle treffen. Oder war das Ganze am Ende ein Scherz? Am Brief war mit einer Büroklammer noch ein Foto befestigt. Ein Junge mit zusammengebundenen schwarzen Haaren und braun gebrannter Haut. Demonstrativ streckte er dem Betrachter die Zunge entgegen.

Als Lehrer war Mr. Kittel manchmal wirklich grausam gewesen. Früher hatte ihn das nicht gestört, aber jetzt ... Mit dem Alter wurde man wahrlich weiser und einsichtiger. Da er nicht wusste, was er jetzt tun sollte, setzte er sich wieder in den Sessel und schaltete den Fernseher ein. Der Sender zeigte gerade eine Wiederholung der letzten Fußballmeisterschaftsspiele. «Und hier sehen Sie El Gusev, den absoluten Topscorer der Liga!», rief der Sprecher begeistert. «Laut Medien soll er bereits Angebote von lukrativen europäischen Teams bekommen haben.» Mr. Kittel schaltete genervt aus. Für Fußball hatte er nie viel übrig gehabt. Er griff nach der Tasse. Der Tee war schon kalt geworden,

dennoch trank er einen grossen Schluck. Gedankenverloren blickte er aus dem Fenster. Der Schneefall war viel stärker geworden, und die Schneeflocken wirbelten im schwachen Schein der Strassenlaternen verträumt umher. Der Klang der Türglocke liess Mr. Kittel zusammenfahren. «Bestimmt wieder Sternensinger», dachte er entnervt und riss die Tür auf. Vor ihm stand ein grosser, kräftiger Mann mit einer langen Haarmähne. Seine Augen blitzten ihn entschlossen an, und trotz seiner dünnen Windjacke schien er nicht zu frieren. «Guten Abend, Mr. Kittel», sagte der Mann. «Ich habe vorhin angerufen.» In diesem Moment explodierten tausend Gedanken in Mr. Kittels Gehirn. «Rayen Torrens», schoss es ihm durch den Kopf. «Bestimmt will er sich an mir rächen! Deshalb hat er auch angerufen, um zu sehen, ob ich zu Hause bin.» Mr. Kittel wollte die Tür gerade wieder zuschlagen, doch Rayen hielt den Fuss in den Türrahmen und drückte sie mühelos auf. Mr. Kittel hastete zurück in die Wohnung und blickte sich panisch um. Rayen schloss die Tür hinter sich und schritt auf Mr. Kittel zu. Er lächelte triumphierend. Mr. Kittel versuchte ans Telefon zu kommen, doch Rayen schnitt ihm den Weg ab. Mr. Kittel konnte nicht fliehen! Niemand würde etwas mitbekommen! Alle seine Nachbarn waren verreist, und es konnte Tage dauern, bis sich jemand um ihn Sorgen machte. Mr. Kittel atmete schnell und flach. Er wich immer weiter zurück und stürzte schliesslich über das kleine Fernsehtischchen. Die Tasse fiel zu Boden und zersprang, ebenso der Teller. Mr. Kittel landete hart auf dem Rücken und ihm blieb für einen Moment die Luft weg. «Jetzt ist es aus», dachte er, als Rayen mit der Hand nach ihm ausholte. Jetzt würde er für das bezahlen, was er ihm angetan hatte. Mr. Kittel schloss die Augen. Gleich würde der Schmerz kommen. Doch plötzlich sagte Rayen mit liebevoller Stimme: «Sir, alles in Ordnung?»

Mr. Kittel öffnete verblüfft die Augen und bemerkte, dass Rayen ihm die Hand zum Aufstehen hinhielt. «Haben Sie sich wehgetan?» Völlig überrascht ergriff Mr. Kittel Ray-

ens Hand und liess sich von ihm auf die Beine ziehen. «Du ... du wolltest mich nicht schlagen?», fragte er. Rayen lachte. «Wieso um Himmels willen sollte ich das tun?» «Ich hab dir die Schulzeit zur Hölle gemacht!» Rayen musterte Mr. Kittel freundlich. «Diese Zeiten sind doch längst vorbei. Aber ich schlage vor, ich erzähle Ihnen die ganze Geschichte!» Mr. Kittel nickte, immer noch etwas verstört. Er bat Rayen, auf dem Sofa Platz zu nehmen, und machte für beide einen starken Tee. Als er Rayen die Tasse gab, begann dieser zu berichten. «Nachdem ich von der Highschool geflogen war, bewarb ich mich für eine Sportschule und wurde prompt angenommen. Fussballspielen war mein ganzes Leben, meine grosse Leidenschaft. Und ich konnte es letztendlich zu meinem Beruf machen.» Mr. Kittel sog schnell Luft ein, als Rayens Gesicht in seiner Erinnerung aufblitzte, und er es wiedererkannte. «Du bist El Gusvenso, das Super talent! Mein Gott, du bist der beste Fussballer im ganzen Land! Du hast es ja richtig weit gebracht!» Rayen blickte ihm tief in die Augen. «Habe ich Ihnen das nicht versprochen?» Mr. Kittels Gesicht schien zu bröckeln. «Ich weiss nicht, was ich sagen soll. Es tut mir wirklich leid, was passiert ist, Rayen. Mir ist klar, dass ich damit mein schreckliches Verhalten nicht ungeschehen machen kann. Aber ich hoffe, du kannst über die Fehler eines alten dummen Mannes hinwegsehen.» Rayen klopfte ihm auf die Schulter, so dass Mr. Kittel beinahe seine zweite Tasse hätte fallen lassen. «Ich habe schon vor langer Zeit gelernt zu vergeben. Auch ich war nicht gerade ein Musterschüler. Heute Abend bin ich hierher gekommen, um zu sehen, wie es Ihnen geht, und um mit der Vergangenheit abzuschliessen.»

«Deshalb hast du vorhin bei mir angerufen, um zu sehen, ob ich zu Hause bin», folgerte Mr. Kittel. Rayen nickte.

Die beiden redeten noch bis tief in die Nacht von alten Zeiten, lachten und tranken Mr. Kittels gesamten Teevorrat leer. Als die Kirchturmuhre Mitternacht, und damit den Heiligabend einläutete, verabschiedete sich Rayen Torrens. Als sie

an der Tür standen und sich die Hand schüttelten, blickte Mr. Kittel Rayen mit trüben Augen an. «Es tut mir leid, dass ich dir dein Leben so schwer gemacht habe.» Und Rayen antwortete: «Kein Problem, Sir. Und frohe Weihnachten!» Dann lief er davon, in die kalte Nacht hinaus.

Es war nicht das letzte Mal, dass Rayen Mr. Kittel besuchte. Genauer gesagt, war Mr. Kittel am Vorweihnachtsabend nie mehr allein.



Noemi Schürmann, 1996

Ein gutes Team!

Ich sass vor meinem Fenster und schaute in den regnerischen, wolkenverhangenen Himmel hinauf. Es regnet schon seit Tagen und es schien, als wolle es nie mehr aufhören.

In der Stadt hatte es Überschwemmungen gegeben, deshalb war die Schule vor genau einer Woche geschlossen worden. Alles stand unter Wasser, unseren Keller musste die Feuerwehr schon zwei Mal auspumpen.

Mit einem leisen Knarren öffnete sich meine Tür, und meine Katze schlüpfte zu mir ins Zimmer. Mit einem Satz war sie auf meinem Schreibtisch und sprang auf meinen Schoss. Bluki miaute, ich strich gedankenverloren durch ihr weiches, glänzendes Fell. Ein lautes «Fiona!» riss mich aus meinen Gedanken.

Ich gab Bluki einen Klaps auf den Hintern, und sie sprang auf den Boden und von dort in mein Bett. Mühsam rappelte ich mich auf, schüttelte mir die Katzenhaare von den Jeans und ging zur Tür.

«Hä?», schrie ich in den langen, holzgetäfelten Gang.

«Du musst noch mit Wirbelwind ausreiten», antwortete mir meine Mutter.

«Komme gleich», entgegnete ich und hetzte in mein Zimmer zurück.

Ich öffnete meinen Wandschrank und zog meine Reitstiefel heraus. Über meinem Schreibtischstuhl hing meine lederne Reitjacke, die streifte ich mir über, während ich den Flur hinunterlief.

Ich ging durch die Wohnküche und rief meiner Mutter zu: «Ich reite eine Stunde aus!» Ich rannte über das vom Regen aufgeweichte Gras und steuerte auf ein grosses Gebäude zu. Ich sattelte mein Pferd, schwang mich auf seinen Rücken und stiess meine Fersen in seine Flanken.

Meine Route führte an einem Wasserfall, einem grünen, algenübersäten See und an hohen Felsen vorbei, die sich dunkel vor mir aufbäumten. Ich steuerte Wirbelwind einen steilen, steinigen Pfad hinunter in eine tiefe Schlucht, durch die sich ein Bach schlängelte. Links und rechts wuchsen

Tannen in die Höhe. Vor uns schraubte sich eine riesige Felswand in den Himmel. Wirbelwind fing leise an zu schnauben und trottete vor der Wand auf und ab, während ich sie nach einem Durchgang absuchte.

Da! Ich hatte eine Höhle entdeckt!

Kleine Steinchen bröckelten von der Decke, als Wirbelwind und ich den Höhleneingang betraten. An den Wänden perlten Wassertropfen, der dunkle Tunnel schien ins Nichts zu führen. Zitternd vor Kälte oder Angst, krallte ich mich in die weiche samtige Mähne von Wirbelwind.

Plötzlich liess mich ein markerschütterndes Grollen zusammenzucken. Ein Felsbrocken löste sich vor meinen Augen aus der Decke und stürzte zu Boden, knapp einen Meter vor Wirbelwinds Kopf. Der bäumte sich auf, wieherte und fing an zu bocken. Während ich versuchte, mich auf dem Sattel zu halten, bebte der Fels abermals, und wieder setzte das Grollen ein. Steinchen prasselten von der Decke, und der verängstigte Wirbelwind galoppierte in halsbrecherischem Tempo zurück auf den Höhleneingang zu.

Plötzlich stoppte er so abrupt, als hätte sich vor ihm eine Schlucht aufgetan. Benommen blinzelte ich in die Dunkelheit und wischte mir den Schweiß von der Stirn. Vor uns frass sich ein breiter Spalt durchs Gestein, der eine unüberwindbare Schlucht bildete.

«Wir sind gefangen», schluchzte ich in Wirbelwinds Mähne. «Wir werden elend verhungern!»

Wirbelwind liess ein leises Schnauben hören.

Ich sprang von seinem Rücken und begutachtete unser Gefängnis. Nirgendwo konnte ich eine Quelle entdecken, kein Pflänzchen wuchs hier. Ich kramte in meiner Reitjacke und fand noch ein Stück Schokolade. Ich setzte mich auf den lehmigen Boden, mit dem Rücken zur Wand, und schloss die Augen. In meinem Kopf schwirrten Hunderte von Bildern umher, die mich wie dunkle Schatten umhüllten.

Als ich plötzlich aufschreckte, musste ich schon einige Zeit geschlafen haben, denn ein Blick auf meine Armbanduhr verriet mir, dass es schon halb zwei war. Schlaf-

trunken sah ich mich um und konnte nichts als Dunkelheit erkennen.

«Wirbelwind?», stiess ich ängstlich hervor. «Wirbelwind!», rief ich nun etwas lauter, mit einem mulmigen Gefühl in der Magengegend.

Nichts regte sich.

Ich tastete mich an der Wand hoch und kam dann auf die Beine. Doch auf die konnte ich nicht vertrauen, denn sie waren weich wie Pudding. Also setzte ich mich wieder hin.

Ich bewegte mich schon wieder in der Welt der Träume, als ich abermals hochschreckte.

Zwei Männerstimmen hatten mich geweckt, die immer lauter wurden.

«Was soll ich nur tun?», dachte ich angestrengt nach. «Soll ich um Hilfe rufen oder mich besser verstecken?» Ich entschied mich für Letzteres, man konnte schliesslich nie wissen.

Mein Verdacht bestätigte sich, denn als die beiden Männer näher kamen, und ich an die Wand gedrückt und die Luft anhaltend, hinter einem Vorsprung wartete, sahen sie tatsächlich nicht so aus, als ob sie Mitleid mit mir gehabt hätten. Die Männer zogen einen Leiterwagen hinter sich her.

Der Grosse mit den schwarzen Bartstoppeln fuhr den Kleineren genervt an: «Mach schneller, du Holzkopf! Wir haben nicht viel Zeit! Du weisst, was passiert, wenn der Boss unzufrieden ist!» Der Kleinere grinzte etwas Unverständliches und hob seinen viel zu grossen Kopf, der vielleicht auch deswegen so gross aussah, weil er einen verstrubbelten blonden Haarschopf beherbergte, der in alle Richtungen abstand.

Mit einer erstaunlich hohen Stimme fragte er gereizt: «Welcher Blödmann hat eigentlich bestimmt, dass du hier so rumbefehlen darfst?» «Ich!», rief der Grosse und lachte schallend. Der Kleine schaute ihn erbost an, dann gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander her.

Ich wurde langsam neugierig. Also beschloss ich, der Sache auf den Grund zu gehen und schlich leise hinter den beiden Männern her. Ich heftete mich an ihre Fersen, bis

sie plötzlich abrupt vor dem Felsbrocken stehen blieben, der den Gang versperrte.

«Shit!», sagte der Kleine. «Was machen wir jetzt?»

Der Grosse kramte in der Tasche seiner Lederjacke und fischte eine Taschenlampe heraus. Er leuchtete die Wände ab, sein Kumpel lehnte an der Wand und gähnte.

Plötzlich fing der Grosse an zu grinsen und leuchtete mit der Taschenlampe auf eine Stelle, an der ein steiler Pfad in die Höhe führte.

«Na, Alter, bereit für den Aufstieg?» Der Kleine, der immer noch müde an der Wand lehnte, hob den Kopf und nickte. Die zwei kraxelten den feuchten erdigen Pfad hoch, dicht gefolgt von mir. Ich musste aufpassen, dass ich auf dem glitschigen Untergrund nicht ausrutschte. Einmal guckte der Kleine über seine Schulter zurück, sah mich aber zum Glück nicht. Wer weiss, was sie mit mir gemacht hätten.

Nach etwa fünfzehn Minuten Kraxelei führte der Weg auf eine Plattform, die von einem Geländer umringt war und an einen Aussichtspunkt erinnerte. Nur blöd, dass man nichts von der Umgebung sehen konnte. Ich folgte den Männern, ab und zu schauten sie zurück, doch keiner der beiden entdeckte mich.

Nach längerem Fussmarsch hörte man es plötzlich plätschern. Im Licht der Taschenlampe offenbarte sich mir ein Paradies. Ein Gebirgsbach, umsäumt von einer Allee von Laubbäumen, und eine grosse, saftig grüne Wiese, mit Gänseblümchen übersät, erfreuten mein Auge.

Ich schlüpfte hinter einen Vorsprung, und als ich alles ganz genau betrachtete, fiel mir ein Büschel Haare auf, das im Schutz einer riesigen Kastanie verborgen hin und her zuckte.

«Wirbelwinds Schweif!», flüsterte ich. «Ein Glück, dass ich ihn gefunden habe!» Dann schenkte ich meine Aufmerksamkeit wieder den beiden Männern.

Sie hoben schwarze Tonnen aus dem Leiterwagen, auf denen ich im dämmerigen Licht der Taschenlampe einen roten Totenkopf erkannte.

«Giftmüll!», fiel es mir wie Schuppen von den Augen. «Der perfekte Ort, um dieses Zeug loszuwerden!» Die Männer warfen jetzt eine Tonne nach der anderen in den Gebirgsbach.

Aus dem Augenwinkel sah ich Wirbelwinds Schweif, der unbewegt hinter der Kastanie hervorlugte. Wirbelwind merkte anscheinend auch, dass etwas nicht mit rechten Dingen zuging. Plötzlich überkamen mich Angst, Müdigkeit und Hunger wie eine Last, die mich zu erdrücken drohte. Ich brach zusammen.

Als ich wieder zu mir kam, lag alles noch gleich friedlich da, mit einem kleinen Unterschied: Die Männer waren weg! Ich rappelte mich mühsam auf. Meine Kleider waren unangenehm feucht. Ich piffte durch die Finger, und sofort kam Wirbelwind angetrabt. Ich sprang auf seinen Rücken und verfolgte die Spur der Männer. Das war zum Glück nicht allzu schwierig, denn durch die Ritzen der Felswände fiel ein bisschen Licht, woraus ich schloss, dass es schon tagen musste. Ich folgte der Spur, die der Leitewagen im hohen Gras hinterlassen hatte. Sie führte bergauf, es wurde immer steiler und steiler, der Pfad schraubte sich wie eine Wendeltreppe nach oben. Wirbelwind trottete schnaubend vor sich hin, ich legte meinen Kopf in seine weiche Mähne und schlief nach kurzer Zeit ein.

Ich erwachte erst, als ein paar frische Sonnenstrahlen mein Gesicht kitzelten. Ich blinzelte in die blendende Sonne und sah mich um. Wirbelwind stand an eine riesige Eiche gelehnt auf einem Plateau, von dem aus man das ganze Tal überblicken konnte. Ich sprang von seinem Rücken und blickte in die Schlucht hinunter. Mir wurde schwindelig und ich musste einen Schritt zurücktreten.

«Die Männer!», schoss es mir durch den Kopf. «Diese Kerle mussten auch hier oben gewesen sein. Aber wie waren die hier wieder runtergekommen, ohne den gleichen Weg zurück zu nehmen, auf dem sie gekommen waren, und uns in die Arme zu laufen?» Ich inspizierte das Gelände, suchte nach einem Pfad, auf dem man irgendwie ins Tal gelangen konnte.

«Da!», schrie ich plötzlich und deutete auf einen schmalen Weg, der nach unten führte.

«Komm, Wirbelwind, hier lang!»

Wir machten uns an den Abstieg.

«Nicht runterschauen!», ermahnte ich mich immer wieder. Vorsichtig ging ich den steinigem Trampelpfad hinunter, immer weiter ins Tal. Wirbelwind folgte mir und liess immer wieder ein lautes Wiehern hören, beruhigte sich dann aber nach ein paar Streicheleinheiten hinter den Ohren wieder. Ich hörte Stimmen, Männerstimmen.

Reflexartig drückte ich mich an die Felswand, die die eine Seite des Pfads begrenzte.

«Die Männer sind dicht vor uns!», flüsterte ich Wirbelwind zu, und der verstand sofort.

Ich holte mein Handy aus der Tasche, tippte die Nummer der Polizei ein.

«Komm schon, komm schon!», bettelte ich. Hoffentlich hatte ich jetzt guten Empfang.

«Wachtmeister Friedrichsen am Apparat?», meldete sich eine tiefe Stimme. Ich atmete erleichtert auf.

«Hier spricht Fiona Grimsen! Zwei Männer haben in einem Bergbach Giftmüll entsorgt!» Es entstand eine Pause. Der Polizist glaubte mir wohl nicht.

«Es ist kein Scherz, hören Sie, Herr Wachtmeister! Die Verbrecher sind auf dem Weg ins Tal Obermümslingen Nord!»

«Okay, ich werde einen Streifenwagen und drei Polizisten hinschicken», sagte Herr Friedrichsen, nicht sehr überzeugt.

«Vielen Dank, Herr Wachtmeister», sagte ich und legte auf. Ich packte Wirbelwind am Zügel und führte ihn noch das letzte Stück ins Tal hinunter.

Die Männer liefen immer noch knapp vor uns, ich konnte ihre Stimmen hören. Sie stritten sich. Noch ein paar Meter, dann würde der Pfad ins Tal münden, und die zwei Schurken würden den Polizisten in die Arme laufen. Ich war stolz auf mich, doch ohne Wirbelwind hätte ich es nicht geschafft!

«Scheisse, die Bullen!», hörte ich plötzlich einen der beiden Männer schreien.

Ha, es hatte geklappt! Ich rannte den Berg hinunter, Wirbelwind galoppierte voraus.

Vor mir spielte sich ein Szenario ab, wie man es aus Gangsterfilmen kennt. Die Polizisten mit den Pistolen in der Hand, auf die zwei verdutzten Männer gerichtet, die sich den Gesetzeshütern zu widersetzen versuchten, dann aber schlussendlich doch in Handschellen abgeführt und in ein zweites Auto verfrachtet wurden, das noch herbeigefahren kam. Dann erst bemerkte mich einer der Polizisten und kam auf mich zu. «Toll gemacht!», lobte er mich und streckte mir die Hand hin. Ich gab ihm meine, und ein Glücksgefühl durchströmte mich.

«Du hast super gehandelt, ein grosses Lob vom ganzen Polizeipräsidium! Ohne deine Hilfe wären uns die zwei wieder durch die Lappen gegangen!»

Jetzt war es aber langsam genug des Lobs. Es war ja auch ein purer Zufall, dass ich genau zum richtigen Zeitpunkt in der Höhle gewesen war.

Ich sprach: «Kein Problem» – und lief mit Wirbelwind an den Zügeln davon.



Katja Schwab, 1994

Bis zum letzten Herzschlag

Dr. Mangoldt:

«Kein Problem», sagte sie und lief da von. Wie jede Woche habe wieder ich die Aufgabe bekommen es ihr zu sagen. Und wie jede Woche macht es mich traurig. Sie ist doch erst sechzehn. Sie hätte noch ihr ganzes Leben vor sich. Doch Annika hat einen Herzfehler. Sie wird nie wieder gesund, ausser sie bekommt ein Spenderherz. Aber ein passendes Herz zu finden ist schwierig. Sehr schwierig. Seit sechs Monaten ist Annika schon bei uns im Krankenhaus. Und seit sechs Monaten wartet sie auf ihr neues Herz. Und jede Woche kommt sie in mein Büro, nur damit ich ihr sage, dass wir immer noch kein Spenderherz haben. Jedes Mal lächelt sie mich an, spricht: «Kein Problem» – und läuft davon.

Ich glaube, der Grund, weshalb sie Woche für Woche überlebt, ist ihr Freund Mike. Immer, wenn er sie besucht, strahlt Annika über das ganze Gesicht. Sie muss ihn wirklich über alles lieben, denke ich mir dann.

Zwei weitere Wochen vergingen. Zwei weitere Male kam Annika in mein Büro, um wieder eine Absage zu erhalten.

Doch eines Tages kommt ein Anruf, der unsere Hoffnungen erfüllt. In einem Spital in Zürich wird ein passendes Herz für Annika gespendet. Sofort schicke ich eine Schwester zu ihr, um ihr die frohe Nachricht zu überbringen. Am liebsten hätte ich ihr die Nachricht selbst überbracht, doch ich habe noch eine Arbeit fertig zu stellen.

Annika:

Ich kann es nicht fassen! Ich glaube, so glücklich war ich noch nie in meinem ganzen Leben. Soeben kam eine Schwester zu mir und sagte, dass ich wieder vollkommen gesund werden könne, da sie endlich ein Herz für mich gefunden haben. Ich könnte platzen vor Freude! Sofort rufe ich meine Mutter an.

«Mama? – Ja, es geht mir gut. Hör zu und halt dich fest. Ich bekomme ein neues Herz!» Am anderen Ende ist es still. Ich höre nur ein leises Schluchzen. «Ich komme sofort zu

dir!», ruft meine Mutter noch ins Telefon und legt dann auf. Ich lehne mich in mein Krankenbett zurück und tippe eine SMS an alle meine Freunde. Und eine an meinen Freund Mike. Endlich werde ich eine ganz normale Freundin sein können. Mike ist mir treu, obwohl wir uns höchstens jeden dritten Tag sehen. Ich liebe ihn über alles. Er ist das Beste in meinem Leben. Ich glaube, ohne ihn würde ich nicht mehr leben. Jedes Mal, wenn ich die Hoffnung schon aufgegeben hatte, baute er mich wieder auf. Und nun kann ich ihm das alles zurückgeben. Bald jedenfalls.

Dr. Mangoldt:

Wenig später gehe auch ich zu Annika, um mit ihr alle wichtigen Details der Operation zu besprechen. Plötzlich platzt ihre Mutter ins Zimmer. «Annika! Oh, mein Engelchen, ich bin so glücklich!», ruft sie und fällt ihrer Tochter um den Hals. «Jetzt wird alles gut», flüstert sie unter Tränen. Auch ich bin den Tränen nahe. Mir wurde schon oft gesagt, ich sei zu emotional für diesen Beruf. Doch ich liebe es, den Menschen zu helfen.

Annika:

Meine Mutter hat mich allein aufgezogen. Mein Vater starb, als ich klein war. Ich erinnere mich kaum an ihn. Nur an etwas kann ich mich noch ganz genau erinnern. An den Tag, an dem er starb. Er schenkte mir eine Schneekugel mit einer Fee drin. Ich freute mich sehr. Doch jetzt bedeutet mir die Kugel noch viel mehr. Sie ist das Einzige, was mir von meinem Vater geblieben ist. Ich hüte sie wie einen Schatz, und natürlich steht sie auch schon die ganzen sechs Monate, in denen ich im Spital bin, auf meinem Krankenbettchen. Mike hat das nie recht verstanden. Aber ich nehme es ihm nicht übel, er weiss ja nicht, wie es ist, ohne Vater aufzuwachsen. Dafür ist er sonst in allen Dingen der Beste. Wir sind erst seit zwei Monaten zusammen, doch ich weiss jetzt schon, dass er der Junge ist, mit dem ich alt werden möchte. Er macht mich einfach glücklich.

In dem Moment kommt eine SMS von meiner besten Freundin Lara an.

Hei Süsse ☺

Das sind ja tolle Nachrichten! Ich komme dich gleich nach der Schule besuchen!!

Kisses Larii

<3

PS: Grüsse auch von deinem Prinzen ☺

Lara ist gleich nach Mike die wichtigste Person in meinem Leben. Auch sie hat mir viel Kraft gegeben. Wahrscheinlich wären Mike und ich ohne sie nicht zusammengekommen. Sie brachte ihn eines Tages einfach mit ins Krankenhaus und stellte mich ihm vor. Er kam nachher fast jedes Mal auch mit, wenn sie mich besuchte. Und einmal kam er allein. Dann küssten wir uns zum ersten Mal. Seither bin ich das glücklichste herzkrankte Mädchen der Welt!

Dr. Mangoldt:

Am Tag der Operation hole ich Annika morgens früh aus ihrem Zimmer. So hibbelig habe ich sie noch nie erlebt. Ständig knabbert sie an ihren Fingernägeln und fragt: «Wann geht es endlich los, Dr. Mangoldt?» «In zehn Minuten. Wie ich dir schon vor zehn Sekunden gesagt habe!», antworte ich lächelnd. Später schreibt Annika noch zehn SMS. Um Punkt neun Uhr geht es los. Für Annika ist das alles schon fast Alltag: Narkosemaske aufsetzen, einatmen, einschlafen.

Annika:

Als ich aufwache, wünsche ich mir, nie aufgewacht zu sein. Ich habe schreckliche Schmerzen. Und die Schläuche, die von mir ausgehen, will ich gar nicht zählen. «Sie ist wach», höre ich die Schwester sagen. «Annika?» Das ist die Stimme meiner Mutter. «Hmmm?» Ich bin viel zu müde, um zu antworten. «Oh mein Gott, du hast es geschafft! Du lebst! Wie geht es dir?» «Hab Schmerzen. Bin müde. Ich will schlafen.»

«Gut, schlaf dich gesund.» Ich nicke und habe das Gefühl, drei Wochen nicht geschlafen zu haben.

«Annika? Hei, aufwachen, ich kann nur eine Stunde da bleiben. Annika!» Als ich Laras Stimme höre, bin ich auf der Stelle hellwach. «Hallo», sage ich und öffne die Augen, «kommt Mike auch noch?» «Klar kommt der noch. Er wollte ja eigentlich der Erste sein, der dich nach der OP sieht, aber da bin ich ihm wohl zuvorgekommen. Die Meier hat uns heute wieder einen Vortrag über Beteiligung am Unterricht gehalten ...» Ich lasse Lara reden. Wenn wir uns einige Tage nicht gesehen haben, bekommt sie immer ein enormes Mitteilungsbedürfnis. Und ich bin froh, dass ich trotzdem weiss, was in der Schule läuft.

Nach einer Viertelstunde kommt auch Mike mich besuchen. Er bringt mir einen großen Strauss mit. Ich fühle mich so gut wie schon lange nicht mehr. Nach und nach kommen auch viele von meinen Klassenkameraden.

Vier Wochen vergingen, bis ich endlich wieder nach Hause gehen durfte. Meine Mutter hatte extra einen Kuchen gebacken. Ich muss noch sehr viele Medikamente nehmen, von denen ich sehr müde werde. Trotzdem will ich mich mit Mike treffen. Ich gehe zu ihm nach Hause. Als ich klinge, öffnet mir niemand. Die Terrassentür steht jedoch offen. Ich klopfe und gehe dann hinein. Das hätte ich lieber gelassen. Ich habe einen super Ausblick auf Mike und Stella. Sie knutschen auf dem Sofa. Ich habe ein Gefühl, als würde mir das Herz aus der Brust gerissen. Ich will schreien, heulen, sterben. Ich will zu Mike gehen und ihm eine Ohrfeige geben. Und Stella will ich die blondierten Haare ausreissen. Doch stattdessen laufe ich wie betäubt aus dem Zimmer. Auf dem Nachhauseweg werde ich von vier Autos beinahe überfahren.

Nie mehr will ich irgendwas fühlen. Ich liege wie tot auf meinem Bett und weiss nicht, was ich tun soll. Meine Augen sind leer geweint. Mein ganzer Körper fühlt sich leer an.

Langsam realisiere ich, was ich gerade verloren habe. Mike war mein Leben. Mein Ein und Alles. Meine zweite Hälfte. Ich habe mir nie vorzustellen gewagt, wie es ohne ihn sein würde. Jetzt weiss ich es. Und ich wünschte, ich hätte ihn nie mit Stella gesehen. Dann hätte ich einfach so weiterleben können. Jetzt, wo ich ein neues Herz habe, betrügt er mich. Ich will nicht mehr leben.

Lara:

Wie konnte er nur? Er weiss genau, wie sehr sie ihn liebt. Und trotzdem lässt er sich von Stella verführen. Sie wollte nicht mehr leben. Sie hat ihre Medikamente nicht genommen. Nun liegt sie wieder im Krankenhaus. Seit einer Stunde warte ich nun schon.

Endlich! Sie bringen sie aus dem OP. «Wird sie überleben?», frage ich Dr. Mangoldt. «Ihr Zustand ist sehr kritisch. Die Medikamente sind lebenswichtig für sie. Ihr Körper betrachtet das Spenderherz sonst als Fremdkörper.» «Darf ich zu ihr?» Ich kann die Tränen nicht länger zurückhalten. «Aber nur zehn Minuten!» Dankend lächle ich Dr. Mangoldt an und gehe in Annikas Zimmer.

Sie liegt inmitten von Schläuchen und Apparaten, die ständig piepsen. Mit mir kommt eine Schwester ins Zimmer. Als Aufsicht. Ich setze mich neben Annika. «Was machst du nur für Sachen? Der Typ hat dich doch gar nicht verdient. Du bist viel zu gut für ihn. Bitte komm wieder zu dir! Ich brauche dich doch! Ich wusste schon länger, dass Mike dich betrügt. Aber ich hatte Angst, dass du den Schock nicht verkraftest. Ich wollte, dass du zuerst gesund wirst. Bitte verzeih mir!» Plötzlich öffnet Annika tatsächlich die Augen. Der Kasten neben mir beginnt zu piepsen. Der Gesichtsausdruck der Schwester wird panisch. Sie rennt aus dem Zimmer. Ich habe keine Ahnung, was los ist. «Annika? Bitte verzeih mir! Ich wollte nicht, dass es so endet, ehrlich!» Der Kasten piepst lauter. Erst jetzt sehe ich, dass er die Herzschläge von Annika pro Minute anzeigt. Sie hat nur noch 15. Ich bekomme langsam auch Panik. 13 Schläge. «Annika!

Bitte bleib bei mir!» 9 Schläge! «Doktor Mangoldt!», schreie ich so laut ich kann. «Ich habe gar keine Schmerzen mehr. Alles ist taub in mir. Und Mike soll doch bitte mit Stella glücklich werden. Sag ihm das!» Ich renne auf den Gang und schreie weiter. «Frau Doktor! Annika stirbt!» Der Kasten zeigt noch 4 Herzschläge an. «Schnell, beeilen Sie sich!» «Lara! Ich habe keine Schmerzen mehr. Es geht mir gut. Jetzt wird alles gut!» «Nicht, wenn du stirbst, verdammt! Wieso kommt denn niemand?» Endlich sehe ich Dr. Mangoldt auf dem Gang. «Lara, was ist los?», schreit sie. «Annika stirbt! Sie hat noch 3 Herzschläge!» Schnell sitze ich wieder neben sie ans Bett. «Lara? Ich bin glücklich», sagt Annika wieder. Ich heule nun wie ein Schlosshund. 2 Herzschläge. «Annika, die Ärztin kommt gleich, ja? Bitte halte durch. Und entschuldige bitte, dass ich dir nicht früher von Mike und Stella erzählt habe.» «Kein Problem», sagt Annika und geht.



Michèle Weidmann, 1996

Verbannte Erinnerung

Es war ein ganz normaler Tag. Alice sass in ihrem Klassenzimmer und starrte aus dem Fenster in die Ferne. Endlich läutete es. Alice has tete aus dem Raum, um schnell nach Hause zu kommen. Sie hatte lange schwarze Haare und grosse braune Augen. Sie war ein ganz normales 16-jähriges Mädchen mit einem ganz normalen Teenagerleben: Partys, Jungs, Trinken ... Doch ihr schönes Leben wird bald unter ihrer grauensvollen Vergangenheit leiden ...

Ein dunkler See. Ein Wald. Dichter Wald. Ein Schrei, und plötzlich das Gesicht eines unbekannten Jungen. Sie kennt ihn. Nein. Sie kennt ihn nicht ... Trotzdem kommt er ihr so bekannt vor. Doch wer ist er?

Alice wachte schweissgebadet auf. Sie erinnerte sich an ihren Traum. An den See, an den unbekanntem Jungen. Sie rieb sich die verschwitzte Stirn und kletterte aus dem Bett. Sie lief ins Badezimmer und wusch sich das Gesicht. Alice blickte in den Spiegel und schrie entsetzt auf; ihr Spiegelbild zeigte einen Jungen hinter ihr. Sie drehte sich blitzschnell um, doch da war nur der Duschvorhang. Sie keuchte.

Was war los? Seit ein paar Tagen tauchte immer dieser Junge auf. Sie sah ihn immer . In ihren Träumen. Plötzlich hinter ihr stehend und sie anstarrend. Sie kannte ihn, das wusste sie, aber sie wusste nicht woher. Er kam ihr so bekannt vor. Und immer träumte sie von diesem dunklen See in dem dichten Wald, und dann plötzlich wieder von einem Fluss mit einer starken Strömung. Sie hatte Angst. Angst vor diesem Jungen. Wer war er? Alice hatte schwarze Ringe unter den Augen. Sie wollte nicht mehr schlafen. Sie wollte diesen Wald und den See nicht mehr sehen. Es war so unheimlich, wie er so ruhig, schwarz und tief dalag. «Alice? Was ist nur mit dir los? Seit einer Woche läufst du mit Augenringen durch die Gegend. Du bist eine Bohnenstange geworden und sprichst mit keinem mehr. Alice, sag mir , was los ist!» Kate, ihre beste Freundin, schüttelte sie unsanft an den Schultern. Alice starrte sie an. «Es ist nichts ... alles

bestens ... wirklich!» Nein. Überhaupt nichts war bestens, im Gegenteil. Der Junge verfolgte sie Tag und Nacht. Sie wollte Kate nichts davon erzählen, doch es kam einfach über sie, und alles sprudelte heraus. Kates Augen weiteten sich entsetzt. Sie wurde ganz bleich. «Kate? Alles in Ordnung?» Kate schüttelte ungläubig den Kopf. «Nein! Nein! Alice, hör mir zu! Du darfst dich nicht erinnern!» Ihre Stimme überschlug sich beim Schreien. Sie rannte davon und liess Alice allein im Gang stehen. Was war plötzlich mit Kate los? Warum hatte sie so reagiert? So viele Fragen und keine Antworten. Immer, wenn Alice in den folgenden Tagen mit Kate sprechen wollte, flüsterte diese nur heiser und mit warnendem Blick: «Nein, Alice! Du darfst dich nicht erinnern ...»

Sie läuft durch den Wald. Es liegen farbige Blätter am Boden. Anscheinend ist Herbst. Sie läuft immer schneller. Sie sieht den See. Neben dem See ist eine Bank. Auf der Bank sitzt ein Junge. Er hat den Rücken zu ihr gedreht und blättert in einer Zeitung. Als sie ihn sieht, rennt sie auf ihn zu. Sie küsst den Jungen von hinten auf die Wange. Er zuckt zusammen und dreht sich um. Er lächelt. Er hat ein schönes Lächeln. Sie setzt sich neben ihn, und sie unterhalten sich. Der Junge dreht sich zu ihr. Seine blauen Augen flackern. Er kommt ihr immer näher.

Alice wachte auf. Sie schaute auf die Uhr. Es war mitten in der Nacht. Diese blauen Augen, dieses Lächeln; sie kannte sie. Wo hatten sie diese wunderschönen Augen schon mal so glücklich angeleuchtet? Ihre eigenen Augen fielen wieder zu.

Wieder der Junge. Er will sie küssen, doch sie schiebt ihn weg und schüttelt den Kopf. Sie steht auf. Er will sie zurückhalten, doch sie rennt, rennt weg von ihm in den dichten Wald.

«Alice! Na komm schon! Steh auf, ich muss zur Arbeit! Es ist schon sieben Uhr. Du kommst noch zu spät zur Schule ...»

Alice öffnete die Augen. «Oh, Scheisse ...» Sie stand ruckartig auf und lief ins Bad, um sich für die Schule bereitzumachen. Das Frühstück liess sie aus und lief so schnell sie konnte zur Schule. Die Stunden waren langweilig wie immer. Endlich klingelte es, und sie stürmte aus dem Klassenzimmer, um Kate zu suchen. Sie wollte sie zur Rede stellen. Denn Kate, das wusste sie, wusste, was es mit dem Jungen auf sich hatte. «Kate! Warte!» Alice hatte sie gesehen und rannte nun schnell auf sie zu. Kate schaute sie fragend an. «Ich muss dringend mit dir sprechen. Hast du vielleicht Zeit?» Sie zuckte die Achseln und stapfte Alice hinterher, die zielstrebig durch die Menge steuerte, um an einen ruhigen Platz zu gelangen. «Also, ... es geht um diesen Jungen, ich sehe ihn in meinen Träumen. Er verfolgt mich durch den ganzen Tag. Kate! Du weisst, weshalb ich ihn immer sehe. Sag es mir. Bitte!» Kate starrte sie an und schüttelte dann den Kopf. «Nein, Alice. Das geht nicht. Du darfst dich nicht erinnern!» Und mit diesen Worten rannte sie davon. «Na toll», dachte Alice, «jetzt ich weiss nur, dass es 100%ig etwas auf sich hat, etwas, an das ich mich nicht erinnern darf ...»

Zu Hause musste Alice gegen ihren Willen ihr Zimmer aufräumen und den alten Gerümpel, der sich schon seit Jahren angesammelt hatte, wegwerfen. Alte Puppen, Teddybären, Spielsteine. Diesen Mist, den sie hier noch hatte. Plötzlich stiess sie auf ein verstaubtes Foto. Sie blies den Staub weg, um es besser zu erkennen. Es war ein Klassenfoto. In grossen Buchstaben stand «Klasse 5d» darauf. Ja, da war sie, sie konnte auch Kate erkennen. Und dann sah sie den Jungen. Wie er so das tand, lächelte, das schöne Lächeln. Dann wurde plötzlich alles schwarz.

Ein Gespräch. Zwischen ihr und dem Jungen. Sie stehen im Wald. Neben ihnen glitzert der See. Sie streiten. Er will die Arme um sie legen, doch sie stösst ihn weg. «Nein», haucht sie, «ich kann nicht. Es tut mir leid, Ryan ...» Er schaut sie verwirrt an. «Wie bitte?» «Ich kann nicht!» «Was kannst du nicht?» «Mit dir zusammen sein!» Er packt sie an den Schultern. «Was redest du da für Blödsinn, Alice?»

Natürlich kannst du das! Warum solltest du es nicht können? Wir sind so glücklich miteinander!» «Nein! Du vielleicht! Aber ich nicht! Versteh das doch einfach! Ich kann nicht!» Dicke Tränen kullern über ihre Wangen. «Es tut mir so leid ... ich wollte dich nicht verletzen.» Sie hat ihm wirklich nicht wehtun wollen, doch das hat sie, und sie weiss es ganz genau. Er schaut sie lange an. Niemand sagt ein Wort. Dann öffnen seine Lippen sich langsam, und er spricht: «Kein Problem ...», und läuft davon.

An dieser Stelle brach die Vision ab. Alice keuchte. Ryan, das war sein Name. Und sie war im Alter von 12 Jahren mit ihm zusammen gewesen. Sie hatte gesagt, sie könne nicht mehr. Doch wieso? Wieso konnte sie nicht mehr? Er hatte gesagt, es sei kein Problem, und dann lief er davon. Sie versuchte sich zu erinnern. An diesen Tag. An dieses Gespräch. Was danach geschah. Doch es ging nicht. Es gab keine Erinnerung. Als wäre ein Teil aus ihrem Gedächtnis gebrannt worden. Ein wichtiger, womöglich entsetzlicher Teil. Alice musste wissen, was nach diesem Gespräch geschehen war. Sie entschloss sich, zu Kate zu gehen. Kate musste es ihr sagen. Sie wusste nun schon so viel. Sie hatte ein Recht darauf, die Wahrheit zu kennen.

Sie klingelte. Ein-, zweimal, bis endlich die Tür aufging, und Kate vor ihr stand. Sie hatte den Telefonhörer in der Hand und schaute sie fragend an. Alice trat, ohne dass Kate sie hereingebeten hatte, über die Türschwelle und setzte sich auf die Couch im Wohnzimmer. Sie hörte, wie Kate noch etwas in den Hörer murmelte, und sich dann zu ihr setzte. «Alice? Was ist los? Warum stürmst du mir einfa...» «Kate, wir müssen jetzt dringend reden», unterbrach Alice sie, und schaute ihr ernst in die Augen. «Aber ...» «Nichts aber! Du sagst mir jetzt einfach die Wahrheit über ihn, über Ryan! Ich weiss schon so viel, also kannst du mir auch die Wahrheit erzählen. Was geschah nach dem Gespräch im Wald? Was?» Alices Stimme klang schrill. Kate wollte sie beruhigen, doch sie liess nicht locker. «Alice ... es ist so ...» Kate starrte nervös auf ihre Hände. Alice starrte Kate neu-

gierig an und wartete darauf, dass sie endlich zu erzählen anfangen würde. Kates Hände zitterten. Es schien, als würde sie nach den passenden Worten suchen. «Es war im Herbst vor vier Jahren ...» Sie stockte. «Du und Ryan, ihr wart so ein glückliches und süßes Paar. Ihr habt euch immer am Fearssee getroffen ... wieso, weiss ich auch nicht, es ist ja so unheimlich dort.» Ihre Stimme zitterte. Der Fearssee musste der dunkle tiefe See mitten im Wald sein, dachte Alice. Ihr Herz pochte bis in den Hals vor Aufregung. «Doch plötzlich gabst du ihm aus irgendeinem Grund, den du niemandem erzählt hattest, den Laufpass. Er sagte nur, es sei kein Problem, und lief davon. Wir wussten alle, dass das nicht stimmen musste. Am nächsten Tag ... da wurde er vermisst ... und dann ... etwa drei Tage später ...» An dieser Stelle brach ihre flüsternde Stimme ganz ab, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Alice war überrascht über diese Emotion. «Man fand ihn ... tot ... an den Felsen des Black Rivers, dem Fluss mit der stärksten Strömung ...» Kate schüttelte den Kopf. Alice legte ihr einen Arm um die Schulter. «Er war gesprungen! Von der Brücke. Er war ertrunken. Er hatte sich selbst umgebracht! Weil er dich so geliebt hatte! Du hattest solche Schuldgefühle. Du wolltest dich selbst von der Brücke werfen. Dir wurden sehr starke Beruhigungsmittel gegeben. Deine Seele konnte das Ganze nicht aufnehmen, und hat die Erinnerung aus deinem Hirn verbannt. Sie war nun wie weggebrannt, und nach etwa einem Jahr konntest du ein normales Leben weiterführen. Doch dann wurde die Erinnerung langsam wieder aufgedeckt. Ich hatte solche Angst um dich und habe wieder Kontakt mit deinem Psychiater aufgenommen. Gerade eben war er am Telefon, er sagte, ich solle es dir erzählen. Du wirst eine weitere Therapie brauchen. So, jetzt ist alles raus ... es tut mir so leid.» Alice dachte über das nach, was Kate ihr gesagt hatte. Er war für sie gestorben. Er hatte sich von der Brücke gestürzt, weil er sie so geliebt hatte. Wegen ihr musste ein Mensch sterben. «Ich weiss, das ist jetzt sehr schwer für dich! Aber ich verspreche dir, alles wird gut werden. Wir

können ihn nicht zurückholen, das ist Vergangenheit, aber du musst es hinter dir lassen können, Alice! Alles wird gut werden ...» Kate nahm sie fest in den Arm. «Zusammen werden wir das schaffen!»

Alice lag auf ihrem Bett und las die neue BR AVO. «Iih, was hab ich denn da gekauft!», rief Kate naserümpfend. Sie sass an Alices Schminktischchen und probierte ihre neue Mascara aus. Sie legte sie verärgert weg.

Alles war so normal. Alice hatte einen Freund, den sie über alles liebte, und sie hatte Kate, ihre beste Freundin. Es war so schön. Sie konnte alles hinter sich lassen. Ein neues Leben beginnen. Alles war gut ...



Fiona Zilian, 1994
23. Juli 1942

Es war Vollmond in jener schwülen Nacht, die so friedlich begonnen hatte.

Zum ersten Mal seit Wochen zeigte das Thermometer auch in der Nacht über fünfundzwanzig Grad an, und man konnte sich kaum vor den vielen Mücken retten, die ohne Hemmungen zustachen. Draussen zirpten die Grillen, und der rüdidige Hund, der schon seit anfangs Jahr durch die Gegend streunte, bellte.

Doch all dies liess keine dramatische Veränderung erkennen, vor der man sich hätte fürchten müssen.

Der kleine Junge und seine noch kleinere Schwester hatten das Fenster offen stehen. Sie hatten keine Angst vor den Mückenstichen, welche sie am nächsten Morgen entdecken würden. Die beiden spielten friedlich auf dem Boden, mit jenen Bauklötzen, die sie von ihren Grosseltern bekommen hatten. Sie mochten diese Klötze sehr, da sie ihre Grosseltern schon seit mehreren Jahren nicht gesehen hatten.

Die Kinder waren damit beschäftigt, eine Kirche zu konstruieren, als es an die Haustür hämmerte. Verwirrt schauten sich die beiden an. Wer mochte das wohl sein, so spät abends?

Anscheinend hörten die Eltern dieses Pochen ebenfalls. Ihre Schlafzimmertür wurde geöffnet, und der Vater lief die Treppe hinunter. Das kleine Mädchen klammerte sich voller Angst an ihren Bruder.

Unten wurde die Tür geöffnet, und laute Stimmen erklangen, die irgendwelche Anweisungen zu erteilen schienen. Der kleine Junge versuchte sich zu konzentrieren, um zu verstehen, was genau geredet wurde, doch er verstand kein Wort.

Auf einmal ging auch ihre Zimmertür auf. Beide erschrakten so fürchterlich, dass das kleine Mädchen ihren Bruder in die Hand kniff, und er laut aufjaulte. Angsterfüllt starrte das Mädchen zur Tür und sah ihre Mutter in ihrem Alltagskleid, als wäre sie nicht schon umgezogen gewesen.

Hatten sie noch Besuch erwartet?

«Zieht euch bitte an», bat die Mutter. Sie hatte kaum merkliche Tränen in den Augen und hoffte, dass keines der Kinder sie bemerken würde.

Hastig schlüpften die Kinder in ihre Kleider. Die Bauklötze liessen sie am Boden liegen und gingen Hand in Hand aus dem Zimmer. Noch zögerte der Junge ein kleines bisschen, sein Zimmer inmitten der Nacht zu verlassen, doch das kleine Mädchen zerrte an seiner Hand und zog ihn zur Tür. Er gab nach, drehte sich noch ein letztes Mal um und schloss die Tür hinter sich.

Schritt für Schritt gingen die beiden die Treppe hinunter. Immer deutlicher erkannten sie die Gesichter der drei Männer in ihrem Wohnzimmer. Erstaunt sah das kleine Mädchen, dass diese sich selbstgefällig in ihrer Wohnstube ausgebreitet hatten und widerstandslos die teuren Zigaretten ihres Vaters rauchten.

Ihre feindlichen, aber doch so vertrauten Gesichter widereten sie an. Der Eine war der Vater von einem ihrer Mitschüler. Er war eigentlich immer freundlich gewesen zu dem kleinen Mädchen, doch heute war er verschlossen, als wollte und könnte er nichts von sich preisgeben. Der kleine Rothaarige war der Verkäufer des hübschen kleinen Ladens, der nicht weit von ihrem Haus entfernt war. Nur der Dritte war ihr unbekannt.

Schweigend, an ihren Brüdern gedrängt, stand sie da und wartete. Worauf genau war ihr unklar, doch ihr war bewusst, dass bald irgendetwas geschehen musste.

Doch es geschah nichts.

Die drei Männer zogen weiter genüsslich an den Zigaretten ihres Vaters. Sie spürte noch immer auf der einen Seite ihren Bruder, und auf der anderen ihre Mutter. Ihr Vater suchte noch immer völlig verzweifelt etwas scheinbar unheimlich Wichtiges, während er weinte. Die Geschwister hatten ihren Vater noch nie zuvor weinen sehen. Es erschreckte sie, dass er seine Tränen einfach laufen liess.

War dies alles so schlimm?

Der kleine Rothaarige stand auf und befahl mit einer tiefen groben Stimme, die man ihm wegen seiner Statur gar nicht gab, dass sich alle nach draussen zu bewegen hatten.

«Weshalb?», fragte sich der kleine Junge. «Weshalb gehen wir inmitten der Nacht weg?»

Doch er wagte nicht, dies jemanden zu fragen. Er hatte Angst. Angst, dass ihm etwas geschehen würde, Angst, dass seiner Familie etwas widerfahren würde und Angst, dass sein Leben nie mehr so sein würde, wie es bisher gewesen war. Er sah die Gesichter der drei Männer. Er sah die Bitterkeit, er sah die Feindseligkeit. Er wollte nichts riskieren, was die Situation hätte verschlimmern können. So war er still, atmete kaum merklich und ging erhobenen Hauptes den anderen hinterher.

Die Strasse war verlassen, und keine Menschenseele, die sich für sie eingesetzt hätte, war anzutreffen. Nur hin und wieder sah er jemanden hinter einem Vorgang hervorlugen, doch dies geschah ganz still und kaum wahrnehmbar. Es kam dem Jungen vor, als ob niemand zugeben wollte, dass er zusah. Doch sie sahen alle zu. Das wusste er.

Sie liefen lange, und die Gruppe wurde immer grösser. Einige Kinder kannte er, und manche Erwachsenen sah er gelegentlich, doch die meisten waren ihm fremd. Doch alle sahen gleich trostlos und verlassen aus. Jeder Einzelne.

Die Menschenmasse wurde weiter gedrängt. Diejenigen, die nicht mehr genügend Kraft besaßen, um weiterzugehen, wurden geschlagen, nicht einmal bei kleinen Kindern hatten sie Erbarmen.

Alle hatten Respekt, wenn nicht gar eine verzweifelte Angst vor den Polizisten, doch fast niemand gab dies offen zu. Jeder versuchte sein letztes kleines bisschen Würde zu retten, auch wenn nicht mehr viel davon übrig geblieben war.

Er konnte nicht abschätzen, wie lange sie gelaufen waren, doch seine Füsse schmerzten ihn schon seit einer Weile. Und die Sonne war bereits am Aufgehen, als sie schliesslich ankamen.

Dem kleinen Mädchen war dieser Ort unbekannt. Das Gebäude, das vor ihnen lag, erinnerte es an eine verlassene Feuerwehrhalle. Und trotz dem wunderschönen Morgenrauen sah die Halle düster und hässlich aus.

Die Türen wurden geöffnet, und die Menschenmenge hineingeschleust. Der Raum war nicht allzu gross, und es waren viele Menschen, die ankamen. «Endlich kehrt Ruhe ein», dachte das Mädchen. Doch die Halle war schon gerammelt voll, was jedoch keinen der Wachtmeister zu interessieren schien. Sie schoben die Menschenmasse gewaltsam in das Gebäude.

Um das Gebäude herum lag ein schmutziger kleiner, betonierter Platz, welcher von einem hohen Zaun abgegrenzt wurde. Man könne sich auch draussen aufhalten, hiess es.

So schob sich die Familie wieder nach draussen und setzte sich auf den dreckigen, tristen Boden. Sie waren alle müde, und es dauerte nicht mehr lange, bis sie nacheinander einschliefen.

«Schnitt! Wir machen hier eine Drehpause», informiert der Regisseur die Besetzung. Langsam entspannen sich die Schauspieler, die Kameras werden ausgeschaltet und die Beleuchtung wird abgestellt.

«Kannst du mir bitte einen Kaffee holen?», fragt der Regisseur beiläufig einen Assistenten. Der Assistent ist noch jung, er will um jeden Preis einen guten Eindruck machen.

«Kein Problem!», spricht er und läuft davon.